



Die Landesregierung
Nordrhein-Westfalen
informiert

Verleihung des Staatspreises Nordrhein-Westfalen

am 9. Dezember 1988 in Düsseldorf an

Frau Carola Stern

Prof. Dr. Rudolf Morsey

Bibl. der Landesregierung NRW



00302015787



Staatspreisträgerin Carola Stern (Mitte), Prof. Dr. Rudolf Morsey (rechts) mit Ministerpräsident Dr. h. c. Johannes Rau (links)

Ministerpräsident Dr. h. c. Johannes Rau

Meine Damen und Herren,

heute sind die Fahnen auf Halbmast. Wir haben noch die Bilder des letzten Tages und dieser Nacht von dem schrecklichen Unglück vor Augen, das in Remscheid geschehen ist, und wir wollen zu Beginn an die denken, über die Leid gekommen ist. Wollen versprechen zu helfen, so gut wir das können.

Wir haben uns hier versammelt, weil der Staatspreis unseres Landes zum dritten Mal überreicht wird. Mit diesem Staatspreis will das Land Respekt und Dankbarkeit zugleich bezeugen. Respekt vor einem Werk, das überschaubar vorliegt und das in unserer Gesellschaft, in unserer Kultur neue und wichtige Einsichten und Erkenntnisse gefördert hat; Dankbarkeit gegenüber der schöpferischen und kritischen Kraft, die dieses Werk erdacht oder in einem langen Prozeß von Denken, Reden oder Tun zur Reife gebracht hat.

Der Staatspreis würdigt keine Treueleistungen.

Er soll und darf auch nicht Lohn von Arbeit oder Wirksamkeit sein, die dem Land und seiner Politik dienen.

Und ich spreche gewiß nicht nur meine Überzeugung aus, wenn ich dafür plädiere, daß innovative oder kritische Potenz für die Preiswürdigkeit von Bedeutung sind, nicht die Summierung öffentlich anerkannter Leistungen.

Nach Lore Lorentz ehren wir heute mit Carola Stern die zweite Frau. Das ist schön und wichtig, aber ich bekenne beinahe schamlos, verehrte Frau Stern, das Geschlechtsspezifikum war für unsere Wahl überhaupt nicht stimulierend. Vielmehr war es die politische und zeitgeschichtliche Relevanz Ihres schriftstellerischen Wirkens und das moralische Engagement in Ihrer langjährigen journalistischen Tätigkeit, die uns besonders beeindruckt haben.

Einem Kollegen haben Sie einmal – es war vor zwei Jahren – gesagt: „Mit zwei, drei Gedanken die Dinge auf den Punkt bringen, das liegt mir.“ Und ohne jede Koketterie haben Sie sich als jemand beschrieben, der „sich selber ernst nimmt und damit glaubwürdig für andere sein will“. Ihre Bücher, Ihre Rundfunkkommentare und die Fülle Ihrer kritischen Aufsätze zeigen dieses Engagement, und sie zeugen auch von jener journalistischen Gabe, das, worum es Ihnen geht, in aller Kürze auf den Punkt zu bringen. Daß Sie nach eigener Einschätzung „kein besonders reflektierender Mensch“ sind – das nun möchte ich wirklich eher als ein kokettierendes Understatement ansehen.

Es gibt nur wenige, die auf die Carl von Ossietzky-Medallie stolz sein können. Sie erinnern sich: Das war damals in Berlin, auch im Dezember, es sind schon sechzehn Jahre her, in der Akademie der Künste. Das Kuratorium der Internationalen Liga für Menschenrechte in Berlin zeichnete Sie für Ihre publizistische Leistung und für Ihren Einsatz für politische Gefangene in aller Welt aus. Und damals ging es wie heute um Ihre Einmischung, Ihre Empörung, Ihre Sorge zugunsten der Menschen in der Welt, denen Unrecht, täglich Unrecht getan wird: Durch Wettrüsten, durch Folter, durch Inhaftierung, durch Ausgrenzung, kurz, durch sichtbare und unsichtbare Gewalt.

Wer sich in solcher Weise engagiert, der hat viel und tiefgehend nachgedacht. Und damit wären wir dann wohl doch beim „Reflektieren“.

Ich will versuchen, meine Damen und Herren, unter solchen Vorgedanken auf das Leben und Wirken von Carola Stern einzugehen.

In dem Fragebogen eines „FAZ-Magazins“ nach ihrem Motto gefragt, nennt Carola Stern ein Zitat von Julius Rupp: „Wer nach der Wahrheit, die er erkennt, nicht lebt, ist der gefährlichste Feind der Wahrheit.“ Wie ernst sie selbst es mit der Wahrheit nimmt, auch wenn sie nicht immer angenehm ist, wird deutlich in ihren Jugend- und Kindheitserinnerungen, die unter dem Titel „In den Netzen der Erinnerung“ erschienen sind. Carola Stern beschreibt darin die Entwicklung der am 14. November 1925 im pommerschen Ostseebad Ahlbeck geborenen Erika Assmus bis zum Jahre 1945. Dabei ist nun wahrlich nicht nur dramaturgisch interessant, daß sie ihre eigene Entwicklung der ihres zehn Jahre älteren Ehemannes Heinz Zöger gegenüberstellt. Während Erika alias Carola, von der Propaganda des Tausendjährigen Reiches verführt, begeisterte Jungmädelführerin ist, gehört er der kommunistischen Jugendorganisation in Leipzig an und sitzt deshalb im Zuchthaus.

Für die junge Frau ist das Ende des Krieges ein Zusammenbruch, für ihn die Befreiung.

Eine der bewegendsten und ausführlichsten Besprechungen dieses Buches stammt von Gerd Bucerius in der „Zeit“. Wir lesen darin: „Wie schwer sich zwei höchst gebildete, gewissenhafte Menschen mit der Bewältigung der Vergangenheit tun, das hat Carola Stern nun jedermann klargemacht.“ Hoffentlich, so füge ich hinzu, erhält dieses Buch noch eine Fortsetzung.

Carola Stern arbeitet nach ihrem Abitur als Hausgehilfin, als Büroangestellte, als Geschichtslehrerin. Sie besucht als Mitglied der SED die Parteihochschule in Berlin und erhält 1950 dort einen Lehrauftrag.

1951 geht sie nach West-Berlin. Wie andere Flüchtlinge lebt auch sie in der Angst, nach Ost-Berlin verschleppt zu werden. Daraus erklärt sich, daß ihre ersten Artikel, in denen sie sich kritisch mit der SED auseinandersetzt, nicht mit ihrem Namen, sondern mit drei Sternchen gezeichnet sind. Ein Kollege rät ihr zu einem Pseudonym: „Nennen Sie sich doch einfach Stern, wenn Sie es schon mit den Sternchen haben.“ Es folgt ein Studium der Soziologie und der Politischen Wissenschaften an der Freien Universität Berlin, dann von 1956 bis 1960 eine Tätigkeit als freie Journalistin mit längeren Studienaufenthalten in England, den Vereinigten Staaten und in Japan. Daran schließen sich an die Lektorentätigkeit bei Kiepenheuer & Witsch.

Von 1970 bis zu ihrer Pensionierung vor drei Jahren war Carola Stern Redakteurin, Kommentatorin und einige Jahre auch Leiterin der Programmgruppe „Kommentare und Feature“ des Westdeutschen Rundfunks.

Das sind die Jahre, die wir alle kennen. Es sind die Jahre, in denen sie zu den wichtigsten und bedrängendsten Fragen von Gesellschaft und Politik Stellung nimmt, in denen sichtbar und hörbar wird, welch persönliches Engagement und welche individuelle Betroffenheit da zu uns sprechen. Das ist manchmal ärgerlich, das wird uns manchmal unbequem, weil da jemand auch von seiner persönlichen Qual spricht. Weil wir spüren: Da ist keine Meinung, der wir nur zu oft in Sonntagsreden begegnen, kein Kommentar, der sich auf irgendeine Partei-Strategie festlegen ließe.

Dem zitierten Fragebogen der „Frankfurter Allgemeinen“ vertraut sie an: Sie möchte in einer menschlichen Republik leben. Und ich wage, diesen Wunsch auch so auszulegen, daß wir alle Verantwortung haben für das, was Carola Stern in dem gleichen Papier als das „für sie größte Unglück“ bezeichnet, nämlich „daß täglich mehr als vierzigtausend Kinder verhungern“.

Also geht es hier auch um eine menschliche, um eine solidarische Welt.

Nun darf keine Frage sein, daß neben der politischen und der zeitgeschichtlichen Publizistik die Bemühung um Anerkennung und Verwirklichung der Menschenrechte im Mittelpunkt ihres Lebens und all ihrer Aktivitäten steht. Ihre Beschäftigung mit diesem Thema ist nicht nur bloß theoretischer Natur, wie es in dem Buch „Strategien für Menschenrechte“ zum Ausdruck kommt, sondern vor allem praktischer Art. Carola Stern ist Gründungsmitglied der deutschen Sektion der Hilfsorganisation für politische Gefangene „amnesty international“, der sie Jahre lang vorgestanden hat. Ohne ihr drängendes Wirken ist der Aufstieg dieser deutschen Sektion zur größten der Welt kaum denkbar. In dieser Arbeit läßt uns Carola Stern nicht im Unklaren darüber, was sie von Lippenbekenntnissen hält. Sie mahnt vielmehr Politik und Politiker, im jeweils eigenen Verantwortungsbereich mit glaubwürdiger Politik für Menschenrechte einzutreten und an die Menschenrechtsverletzungen in aller Welt die gleiche Meßlatte anzulegen, sie also nicht hier zu verurteilen und dort aus wirtschaftlichen oder politischen Gründen geflissentlich zu übersehen.

Lassen Sie uns nicht so tun, als handele es sich hier um eine selbstverständliche Forderung. Die politische Wirklichkeit auch im sogenannten „Westen“ entspricht dieser Forderung noch lange nicht.

Ich will die Warnung vor dem Irrglauben anfügen, die Frage der Menschenrechtsverletzung sei für uns hier zu Lande bloß eine theoretische. Gewiß haben wir es bei uns nicht mit Folter und politischem Mord zu tun, gewiß sorgt der Sozialstaat dafür, daß Kinder nicht verhungern müssen, gewiß können wir dem Rechtsstaat trauen, daß er die Verfassung schützt und unsere Grundrechte garantiert. Aber wir wollen und wir können nicht vorbeisehen an der Wirklichkeit von Massenarbeitslosigkeit, an der unvollendeten Gleichberechtigung von Männern und Frauen, so wie wir nicht die Augen zumachen wollen vor dem Ansturm auf unser Asylrecht und vor den verschiedensten Arten der Ausgrenzung ausländischer Mitbürger.

Ob es nun um das in Artikel 24 unserer Landesverfassung niedergelegte Recht auf Arbeit für jedermann oder um die im Grundgesetz verankerte Gleichberechtigung von Männern und Frauen und auch das Verbot der Diskriminierung von Menschen aufgrund ihrer Herkunft geht – wir werden gewahr, daß wir heute und in Zukunft diese Aufgabe haben, aus dem geschriebenen Recht Verfassungswirklichkeit werden zu lassen.

Und neben dem Blick auf die Wirklichkeit in unserem Staat haben wir noch dies zu bedenken: Menschen, die in Not und Bedrängnis in totalitären Systemen leben, die dort vielfach nicht auf Rechte pochen können, sind darauf angewiesen, daß aus demokratischen Rechtsstaaten Worte der Anklage laut und deutlich erhoben werden.

Menschenrechtsverletzungen gehen uns alle an, wo immer sie geschehen.

Carola Stern macht uns das auf nicht sehr bequeme Weise klar in ihrem Buch über amnesty international mit dem Titel „Wer schweigt, wird mitschuldig“. Ich denke, wir können und müssen das auch so übersetzen: In Freiheit leben, das bedeutet, Verantwortung für Unfreie zu übernehmen.

Carola Stern hat uns diese Mahnung in beispielhafter Weise mit auf den Weg gegeben. Ihr zu folgen, das heißt also, nicht kleinlaut und nicht schweigsam zu werden, wenn es um Menschen und um ihre Rechte geht, sei es in Chile oder in Südafrika, in Rumänien, im nahen und im fernen Osten, überall da, wo der Mensch von Staats wegen geknechtet wird.

In dem Buch „In den Netzen der Erinnerung“ hat Carola Stern sich die Stimme von Jewgenia Ginsburg zu eigen gemacht, die achtzehn Jahre im Archipel Gulag verbracht hat. Da heißt es, daß nicht nur der getötet habe, der zugeschlagen hat, „sondern auch jene, die das Böse zugelassen haben, ganz gleich, wodurch: Durch das gedankenlose Heben der rechten Hand oder das halbherzige Schreiben von Halbwahrheiten.“

Liebe Carola Stern, wir wollen diese Wahrheit über Halbherzigkeit und Halbwahrheit nicht aus den Augen verlieren, und wir wollen Ihnen mit der Verleihung unseres Staatspreises 1988 auch Mut machen, Ihre Arbeit fortzusetzen, ob nun als Vizepräsidentin des P.E.N.-Zentrums der Bundesrepublik, als Mitstreiterin für amnesty international oder als freie Publizistin, die uns die Meinung sagt mit jener „Mischung aus Moral und Realitätssinn“, die frei von Illusionen ist, aber – und das ist sehr wichtig – auch frei von Resignation.

Wenn ich mich nun Ihnen, lieber Herr Professor Morsey, zuwende, dann kommt mir doch in den Sinn, daß der erste Staatspreis dieses Landes vor zwei Jahren einem Mann überreicht wurde, den Sie gut kennen werden.

Walter Dirks ist Katholik wie Sie, wenngleich kein Historiker, so doch eine Persönlichkeit, die sich mit dem politischen Katholizismus in unserer Geschichte kritisch auseinandergesetzt hat.

Er ist für sich selber zu Folgerungen in seinem politischen Denken gekommen, die Sie vermutlich nicht teilen werden, die aber auf eine andere Weise erhellen, daß dieses Thema in unserer jüngeren Geschichte von hoher Bedeutung ist – und das hat nun wirklich nichts mit der Auslegung von Konkordaten zu tun.

Im Kaiserreich Bismarckscher Prägung hat es, wie wir wissen, den Kulturkampf gegen den politischen Katholizismus gegeben. Daraus erwuchs gerade hier im Rheinland und Westfalen eine geistige Kraft im Katholizismus und seinen gesellschaftlichen Vorfelddorganisationen, mit der auch Preußen zu rechnen hatte und die, wenn auch nicht im Bunde mit der erstarkenden Arbeiterbewegung, nicht zuletzt ein gesellschaftspolitisches und soziales Gegengewicht zu den originär preußischen Traditionen bildete, zu denen ich auch die Tugenden rechne wie die politischen Defizite.

Der Historiker Rudolf Morsey hat sich in seiner Forschung und mit einer Fülle von grundlegenden Publikationen vornehmlich dem politischen Katholizismus in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen zugewandt, aber die Wurzeln des politischen Katholizismus im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert hat er, das ist erkennbar, sorgfältig studiert und kritisch gewürdigt.

Es wird mir im Rahmen dieser kurzen und fachlich gewiß unzulänglichen Laudatio nicht möglich sein, das wissenschaftliche Werk Rudolf Morses vor ihnen auszubreiten. Es gilt zu bedenken, daß allein das Schriftenverzeichnis der von ihm verfaßten Aufsätze und Bücher neunundzwanzig DIN-A4-Seiten füllt. Ich kann also nur den Versuch machen, die Themenschwerpunkte der Arbeit unseres diesjährigen Preisträgers anzudeuten.

Aus meiner Sicht haben wir es mit drei Schwerpunkten seiner Forschung zu tun:

Da ist zunächst seine Zuwendung zur Geschichte des politischen Katholizismus nach dem Ersten Weltkrieg mit den bedeutenden Arbeiten über die Deutsche Zentrums-Partei und über Persönlichkeiten in der Politik, wie Heinrich Brüning, Konrad Adenauer und Theologen wie Clemens August Kardinal von Galen und Georg Schreiber.

Ich nenne als zweiten Forschungsschwerpunkt die deutsche Verwaltungsgeschichte. Es kann kein Zweifel daran sein, daß Rudolf Morsey zu den führenden Verwaltungshistorikern der Bundesrepublik gehört.

Drittens schließlich verdanken wir ihm, dessen Arbeit sich ohnehin durch eine sorgfältige wissenschaftliche Auswertung der Primärquellen auszeichnet, wichtige Publikationen zur Frühgeschichte des demokratischen Parlamentarismus in Deutschland und, vornehmlich in den letzten Jahren, Quellensammlungen zur Frühgeschichte unseres Landes Nordrhein-Westfalen. Wir haben also einen Preisträger vor uns, dessen vielseitige historische Forschung zu einem großen Teil unserer

vertieften Einsicht in die Ereignisse und Entwicklungen zugute kommt, die dieses Bundesland in besonderer Weise geprägt haben.

Ganz gewiß gehört das 1966 erschienene Buch „Die Deutsche Zentrums-Partei 1917 bis 1923“, Morseys Habilitationsschrift, zu den Standardwerken auf diesem Gebiet.

Der Sammelband „Das Ende der Parteien“, den Sie mit Erich Matthias, dem früh verstorbenen, zusammen herausgegeben haben, 1960, der das dramatische Ende der Geschichte der letzten Jahre des Zentrums nachzeichnet, wird als bahnbrechend empfunden.

Es sind gerade diese beiden Arbeiten, über die Deutsche Zentrums-Partei und über das Ende der Partei, die ihren Autor als glänzenden Zeitgeschichtler und als einen Pionier der neueren deutschen Parlamentsgeschichtsschreibung ausweisen.

Es wäre vermessen, wenn ich mich an dieser Stelle mit dem Inhalt dieser Publikationen befassen wollte. Aber so viel sei doch gesagt: Morsey hat nicht nur den großen politischen Einfluß der Koalitionspartei Zentrum als Stabilisationsfaktor in rasch wechselnden und politisch heterogenen Koalitionsregierungen der Weimarer Republik aufgezeigt, sondern auch die inneren Schwächen dieser konfessionell ja nicht heterogenen sondern homogenen Partei, die als Folge von innerparteilichen Gegensätzen das Entstehen einer einheitlichen Programmatik verhindert hat.

Und in diesem Zusammenhang ist ganz gewiß die Beschreibung des vorläufigen Endes der Zentrums-Partei im Juli 1933 besonders interessant: Es kam zu einer Selbstauflösung als Folge des illusionären Glaubens, die Nationalsozialisten im Rahmen eines autoritären Staates zähmen zu können.

Hier unter uns ist es geläufig, daß der politische Katholizismus der zwanziger und frühen dreißiger Jahre, das erkennt man an den Führungspersönlichkeiten Wilhelm Marx, Konrad Adenauer und Heinrich Brüning, Hochburgen im Rheinland und in Westfalen gehabt hat. Die Geschichte des Zentrums gehört daher in ganz unverzichtbarer Weise zum historischen Rückblick auf die Vorgeschichte Nordrhein-Westfalens.

Ähnliches gilt für die Lebensbilder christlich-demokratischer Persönlichkeiten, die Rudolf Morsey nach sorgfältigem Studium des oftmals unerschlossenen Quellenmaterials entworfen hat. Darunter gibt es souveräne größere Arbeiten und meisterhafte biographische Miniaturen. Diese Einschätzung gilt für die schon erwähnte Publikation über Georg Schreiber wie auch für den Zentrumsführer der letzten Weimarer Jahre, den Prälaten Kaas. Sie gilt für das Porträt des Grafen August von Galen wie für die Publikation über Heinrich Brüning, den der Autor in überraschender Weise gegen seine eigenen Memoiren in Schutz nimmt, und er vermittelt uns damit ein vielleicht gerechteres Bild vom umstrittenen letzten Reichskanzler.

Ein überaus einfühlsames Porträt hat Morsey gezeichnet von einer Frau, deren Weg ich oft gekreuzt und mit der ich Briefe in fünfzehn Jahren gekreuzt habe, von Christine Teusch. Ich will daran an dieser Stelle besonders erinnern, weil der hundertste Geburtstag von Christine Teusch ja noch nicht lange zurück liegt.

Herr Morsey, in Ihrer Studie geht es zuerst um die Sozialpolitikerin Christine Teusch, die so maßgeblich an sozialen Entwürfen in den zwanziger Jahren beteiligt gewesen ist.

Ich habe meine persönliche Beziehung in mehr als ehrender Erinnerung.

Sie war „auf der anderen Seite“ des Hauses eine hoch gebildete, eine sachlich und humorvoll argumentierende Frau, von der es die herrlichsten Anekdoten gibt.

Bei der 700-Jahr-Feier im Kölner Dom, so wird berichtet, wandte sich die Gattin des britischen Militärgouverneurs, nach einem Sitzplatz suchend, Hilfe heischend an den Oberbürgermeister Konrad Adenauer. Aber auch er konnte an diesem Ort der Dame nicht helfen. Vielmehr beschied er sie, so wie wir ihn kennen, ganz in seiner lapidaren Art: „In diesem Dom gibt es nur zwei Sessel. Einen für die heilige Ursula und den zweiten für Fräulein Teusch!“

Ich sprach davon, zurückkehrend zu Rudolf Morsey, daß er zu den führenden Verwaltungshistorikern der Bundesrepublik gehört. Nach seiner Erkenntnis, in gültiger Weise formuliert, daß die Erforschung der Verwaltungsgeschichte zur Erhellung der politischen Geschichte wesentlich beitragen kann.

So kann es nicht verwundern, daß er zu den namhaften Autoren der im Auftrag der Freiherr-von-Stein-Gesellschaft herausgegebenen deutschen Verwaltungsgeschichte in sechs Bänden gehört.

Seine drei in dieser Verwaltungsgeschichte veröffentlichten Aufsätze beschäftigen sich mit den „Aufgaben des Norddeutschen Bundes und des Reiches“, mit der „Verfassungspolitischen Entwicklung“ und dem „Weg zur Bundesrepublik Deutschland“. Was schließlich die Publikation der Quellen zur Frühgeschichte des demokratischen Parlamentarismus in Deutschland anbetrifft, so will ich exemplarisch nur nennen: Die Akten des Interfraktionellen

Ausschusses, an dem Mitglieder der fortschrittlichen Volkspartei, des Zentrums, der sozialdemokratischen Partei und zeitweise der Nationalliberalen teilnahmen und der die Keimzelle der späteren großen Koalition war. Da nenne ich die im Privatbesitz befindlichen Protokolle der Reichstagsfraktion und des Fraktionsvorstandes der Deutschen Zentrums Partei von 1926 bis 1933, die Sie, Herr Professor Rudolf Morsey, der Forschung zugänglich gemacht haben.

Die Vita unseres Preisträgers darf auch in einer kurzen und unvollständigen Würdigung nicht fehlen:

Er wird im Herzen des späteren Bundeslandes Nordrhein-Westfalen, nämlich in Recklinghausen, am 16. Oktober 1927 geboren.

Nach dem Studium von Geschichte, Germanistik und Volkskunde in Münster promoviert er über das Thema „Die oberste Reichsverwaltung unter Bismarck 1867 bis 1880“.

Von 1957 bis 1966 folgt eine Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien in Bonn, deren Vorsitzender Sie in den folgenden sieben Jahren geworden sind.

Nach seiner Habilitation wird Professor Morsey Ordinarius für neuere und neueste Geschichte an der Universität Würzburg.

1970 wechselt er an die Hochschule für Verwaltungswissenschaften in Speyer, deren Rektor er von 1972 bis 1973 ist.

Von 1982 bis 1985 ist Rudolf Morsey Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft außeruniversitärer Forschungseinrichtungen in der Bundesrepublik.

Seit 1977 ist er Vizepräsident der Görres-Gesellschaft. Der Präsident Paul Mikat könnte darüber gewiß ein abendfüllendes Referat halten.

Ganz zuletzt will ich noch erwähnen, daß wir Rudolf Morsey neben der Fülle seiner wissenschaftlichen Bücher und Porträts auch noch eine für uns in Nordrhein-Westfalen besonders interessante Nachricht verdanken.

In den Memoiren Hermann Pünders, des damaligen Oberdirektors der Frankfurter Zweizonenverwaltung, fand Rudolf Morsey vielfach Bestätigung dafür, daß Konrad Adenauer seinerzeit alles, wirklich alles, unternommen hat, um Bonn zur Hauptstadt der Bundesrepublik zu machen.

Über Morsey erfahren wir von Pünder: „Die Stadt Bonn, das Land Nordrhein-Westfalen und nicht zuletzt – wenn auch mehr indirekt – der Präsident des Parlamentarischen Rates (Adenauer) mit seinen damaligen rührigen Mitarbeitern Wandersleb und Blankenhorn haben alles und jedes aufgeboten, um den Mitgliedern des Parlamentarischen Rates die Zeit ihres Aufenthaltes in Bonn so angenehm wie nur möglich zu machen.“

Zuzufügen wäre, daß Nordrhein-Westfalen damals den raschen Bau von Bürogebäuden und Wohnungen in Bonn finanzierte, dabei ziemlich souverän mit dem Haushaltsrecht umging, was später über Jahre hinweg zu einem „Ermahnungs-Feldzug“ des Düsseldorfer Landesrechnungshofes geführt hat, bevor Nordrhein-Westfalen die

vorfinanzierten Investitionen vom Bund und von den anderen Ländern anteilmäßig zurückerstattet wurden.

Ich bin beinahe versucht, aus solcher Erfahrung wenigstens andeutungsweise nicht nur herauszulesen, wie sich Adenauer, Arnold und andere um die menschlichen Aspekte eines politisch weittragenden Beschlusses bemüht haben, sondern auch – und damit kehre ich noch einmal zu den Aspekten des Katholizismus in diesem Lande zurück –, eine alte Erkenntnis aufzufrischen: von Lebensart, menschlichen Sehnsüchten und dem Prinzip „do ut des“ in solchen Zusammenhängen verstanden Katholiken zwischen Köln und Münster immer schon eine ganze Menge.

Lieber Herr Professor Rudolf Morsey, mit der Fülle Ihrer wissenschaftlichen Forschungen und Publikationen haben Sie unser Geschichtsbild in differenzierter Weise bereichert. Durch Ihre Forschungen und deren überzeugende Darstellung sind wir den Quellen unserer jüngeren Geschichte näher gekommen. Unser Land, in dem Sie geboren wurden, aufgewachsen sind, studiert und geforscht haben, ist Ihnen dafür dankbar und bezeugt es in dieser Stunde.